**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 11 (1907-1908)
**Heft:** 3

**Artikel:** Ein Wiederfinden
**Autor:** Coppée, François
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-662271

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 22.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Und alle Sonnenlichter heller blicken
Und all' die Blätter nach ihr sich kehren
Und sie von Liebe nicht weiß, wo wehren.

Vor einem aber nehmt euch in acht:
Daß ihr mir nicht auf Lohn seid bedacht!
Laßt euch nicht für, auf daß sie nicht wisse,
Von wannen das Glück all in den Garten ihr fließe.
Folgt frohgesichtig ihr, wohin sie gehen mag;
Kein ungeduldiger Schwingenschlag!
Und tut sie verwundert, sagt in die Ohren ihr:
Der Herrgott meint's halt so gut mit dir.

Um mich braucht ihr euch nicht weiter zu kümmern.
Ich will mir eine Hütte überm Tagstrom zimmern.
Nur soll je und dann eines herüber sich schwingen
Und heimlich mir holde Kunde bringen.
Am Abend drauf, wenn ihr die Traute in Schlummer geherzt
Und wohl gesorgt, daß keine Traumqual sie schmerzt,
So kommt hier in meine Einsiedelei
Ihr alle wieder herbei!
Nehmt gen die Sonne jetzt den fröhlichen Flug
Und segne die Liebe euren Wallfahrtszug!

A. B.

# Ein Wiederfinden.

Am Morgen vor dem Weihnachtstag trafen zwei wichtige Ereignisse zusammen:

Die Sonne ging auf und Herr Johann Baptist erhob sich vom Pfühl.

Nun, wenn man mitten im Winter steht und seit vierzehn Tagen grauen Nebel geschluckt hat, und wenn dann der Westwind endlich in Nordost umschlägt und helles trockenes Wetter bringt, so kommt uns die Sonne, wenn sie in der Morgenfrühe die Stadt Paris mit ihrem Licht übergießt, wie ein alter Kamerad vor, den jeder mit Vergnügen wiedersieht. Übrigens ist sie eine ansehnliche Person; vor Zeiten war sie eine Gottheit und hieß Osiris, Apollo, und vor kaum zweihundert Jahren herrschte sie in Frankreich unter dem Namen Ludwigs des Vierzehnten. Aber auch Herr Johann Baptist Godefroy, ein überaus reicher Finanzmann, Direktor der allgemeinen Kreditbank, Verwaltungsmitglied mehrerer großer Gesellschaften, Abgeordneter des Departements Eure, Offizier der Ehrenlegion ꝛc. ꝛc. . . . war als Mensch nicht gerade zu verachten. Und dann ist die Meinung, welche die Sonne von sich

selbst haben mag, gewiß nicht schmeichelhafter, als was Herr Johann Baptist von seiner Person hält. Wir sind also berechtigt, zu sagen, daß an dem fraglichen Morgen um 7 Uhr 45 die Sonne und Herr Johann Baptist Godefroy sich erhoben.

Jedoch war das Erwachen dieser beiden mächtigen Herrschaften ganz und gar verschieden. Die liebe alte Sonne besorgte das Erwachen, indem sie eine Menge reizender Dinge vollbrachte. Während der Reif die Nacht über die laublosen Platanen des Boulevard Malesherbes, an welchem das Hotel Godefroy liegt, mit Zuckerstaub bestreut hatte, machte sich die Zauberin Sonne ein Vergnügen daraus, diese Bäume in riesenhafte rosafarbene Korallensträuße zu verwandeln; und während sie diese köstliche Verwandlung vollzog, goß sie mit dem unparteilichsten Wohlwollen ihre wärmelosen, aber muntern Strahlen über all die bescheidenen Leute aus, welche der Kampf um das tägliche Brot in so früher Morgenstunde auf die Straße hinaustrieb. Sie hatte dasselbe Lächeln für den kleinen Angestellten, der in fadenscheinigem Überrock auf sein Bureau eilte, wie für die Nähterin, die in ihrem billigen Kleide fröstelte, für den Arbeiter, der unter dem Arm ein halbes Brot trug, wie für den Tramführer und den Kastanienbrater. Kurz, die wackere Sonne bereitete aller Welt Vergnügen.

Johann Baptist Godefroy dagegen erwachte in ziemlich verdrießlicher Stimmung. Er hatte in der vergangenen Nacht beim Ackerbauminister einem Essen beigewohnt, das von der Suppe bis zum Salat mit Trüffeln gespickt war. Und nun verspürte sein 47jähriger Magen ein unleidliches Sodbrennen. So sagte denn, nach der Art, wie Godefroy auf die Klingel drückte, Karl, der Kammerdiener, als er für seinen Herrn warmes Rasierwasser schöpfte, nicht ohne Grund zum Küchenmädchen:

„Na, na, das Känguruh hat heute wieder seine böse Laune. . . . Arme Gertrud, das wird wieder einen schönen Tag für uns absetzen."

Dann aber ging er auf den Zehenspitzen davon, trat, die Augen bescheiden niedergeschlagen, ins Schlafzimmer, zog die Vorhänge zurück, zündete das Feuer an und traf die nötigen Vorbereitungen für die Toilette, und dies alles in der sanften Weise und mit der salbungsvollen Geberde eines Küsters, wenn er die geweihten Geräte auf den Altar hinstellt, bevor der Herr Pfarrer die Messe beginnt.

„Was für Wetter heute?" fragte Herr Godefroy barsch, indem er seine graue Flanellweste auf dem schon etwas majestätisch gewordenen Unterleib zuknöpfte.

„Sehr kalt, Herr", antwortete Karl. „Um sechs Uhr zeigte das Thermometer bereits sieben Grad unter Null; aber wie Sie sehen, hat sich der Himmel aufgehellt, und ich glaube, wir werden einen schönen Morgen bekommen."

Während er sein Rasiermesser abzog, näherte sich Herr Godefroy dem Fenster, schob einen der kleinen Vorhänge zurück, sah, wie der Boulevard in

Licht gebadet war, und verzog dabei das Gesicht, als ob er lächeln wollte. Gott! Man mag noch so viel dünkelhaften Stolz und vornehme Haltung besitzen und ganz genau wissen, daß es sich übel ausnimmt, wenn man vor dem Bedienten seine Gefühle zur Schau trägt, so versetzt einen eben doch die Erscheinung der lieben alten Sonne mitten im Dezembernebel in eine so wohlige Stimmung, daß es schwer hält, sie zu unterdrücken. Herr Godefroy geruhte also zu lächeln. Wenn ihm jemand in diesem Augenblick gesagt hätte, daß er diese instinktive Genugtuung teile mit dem Buchdruckerlehrling in der Papiermütze, der auf dem draußen vorbeiziehenden gefrorenen Bach eine Schlittbahn antrieb, so hätte sich Herr Godefroy gründlich gekränkt gefühlt. Und dennoch war es so; eine Minute lang beging dieser mit Geschäften überhäufte Mann, diese große Nummer in der politischen wie in der Finanzwelt, die Kinderei, den Vorübergehenden und den Wagen nachzusehen, die fröhlich durch den goldenen Morgendunst dahinzogen.

Aber das dauerte wirklich nur eine Minute. Einem Sonnenstrahl zuzulächeln, das schickt sich für müssige, aber nicht für ernsthafte Leute; das schickt sich für Frauen, Kinder, Dichter und Gesindel. Herr Godefroy hatte andere Katzen zu streicheln, und gerade für den begonnenen Tag war sein Programm reich besetzt.

Von acht ein halb bis zehn Uhr sollten sich in seinem Kabinett einige sehr beschäftigte Herren einfinden, die sich alle, wie er, bei Sonnenaufgang angekleidet und rasiert hatten, ohne deswegen in der Seele frischer zu werden, und die mit ihm über alle möglichen Gelegenheiten zu reden hatten, welche alle denselben Zweck verfolgten: Geld zu verdienen.

Nach dem Frühstück — er durfte nicht einmal bei seinem Gläschen verweilen — hatte Herr Godefroy schon wieder in seinen Wagen zu springen und zur Börse zu fahren, um da mit anderen Herren ein paar Worte zu wechseln, die ebenfalls frühzeitig aufgestanden waren und die ebenso wenig wie er an die blauen Blümlein dachten. Alles aus demselben Grunde: Geld zu verdienen.

Hierauf mußte Herr Godefroy, ohne einen Augenblick zu verlieren, in irgend einem Verwaltungsrat am grünen Tisch präsidieren und sich mit den übrigen Mitgliedern über die verschiedenen Mittel und Wege verständigen, wie Geld zu verdienen sei. Hernach hatte er als Abgeordneter in drei oder vier Kommissionen und Subkommissionen zu erscheinen, immer am grünen Tisch, wo er mit andern, wenig empfindsamen Persönlichkeiten zusammentraf, die alle ebenso wenig fähig waren wie er, die geringste Gelegenheit, Geld zu verdienen, zu versäumen, die aber doch auch die Güte hatten, einige ihrer kostbaren Nachmittagsstunden zu opfern, um über den Geldmarkt hinaus den Ruhm und die Wohlfahrt Frankreichs zu sichern.

Nachdem er sich flink rasiert, aber dabei von dem mit Grau untermischten Bart ein Kinnkränzlein herausgespart hatte, das ihm ein familien-

väterliches Aussehen verlieh, schlüpfte Herr Godefroy in seinen Morgenanzug, dessen eleganter und etwas jugendlicher Schnitt bewies, daß der Witwer noch nicht gänzlich darauf verzichtet hatte, der Welt zu gefallen.

Hierauf stieg er ins Kabinett hinunter, wo er die Revue über seine Vertrauensmänner abnahm. Die Herren sprachen von mehreren bedeutenden Unternehmungen, die im Wurfe lagen, besonders von einer neuen Eisenbahnlinie durch die Wüste, einer in der Nähe von Paris zu gründenden Riesenwerkstätte und von der Ausbeutung einer Mine irgendwo in Südamerika.

Dabei verbreiteten sich die Gespräche zwischen Herrn Godefroy und seinen Morgengästen nicht sowohl über die Solidität jener Unternehmungen, sondern ausschließlich über den mehr oder weniger großen Gewinn, der acht Tage nach der Ausgabe der Aktien einzustreichen war, die bald nachher keinen andern Wert mehr hatten, als den des Papiergewichts. Diese zahlengesättigten Unterhaltungen dauerten bis um zehn Uhr, und der Herr Direktor der allgemeinen Kreditbank, der immerhin, so weit es in der Geschäftswelt überhaupt möglich ist, ein ehrbarer Mann war, begleitete seine Besucher bis auf den letzten Mann auf den Flur hinaus, auch wenn dieser ein alter, goldgestickter Beutelschneider war, der, was ziemlich häufig vorkommt, die allgemeine Achtung genoß, anstatt daß er in Poissy oder sonstwo auf Staatskosten während eines vom Gericht bestimmten Zeitabschnittes einlogiert wurde, wo er irgend ein ehrliches Gewerbe zu betreiben hatte. Alsdann schloß der Herr Direktor die Kabinettür unerbittlich — um elf Uhr mußte er ja auf der Börse sein — und begab sich in den Speisesaal.

Dieser war prunkvoll.

Aus dem massiven Silbergeschirr, welches auf dem Buffet und dem Vorlegetisch in reichen Formen funkelte, hätte man einen Kirchenschatz anlegen können. Nichtsdestoweniger und trotzdem er eine reichliche Dosis doppelkohlensaures Natron eingenommen, hatte Herrn Godefroys Sodbrennen kaum nachgelassen, und der Finanzmann hatte sich ein Frühstück bestellt, das der Enthaltsamkeit eines Zuckerkranken alle Ehre gemacht hätte. Umgeben von üppigem Tafelluxus, aß denn Herr Godefroy nur zwei weich gesottene Eier und ein nußgroßes Stück Kotelette. Der steinreiche Mann knauserte mit dem Nachtisch und gönnte sich kaum etwas Feinkäse. Plötzlich ging eine Tür auf und anmutig, und lieblich, wenn auch ein wenig zart aussehend in seinem blauen Samtkleid und einem enorm großen Filzhut mit weißen Federn, trat der Sohn des Herrn Direktors, der junge, etwa vierjährige Paul in den Speisesaal, begleitet von seiner deutschen Erzieherin.

Dies pflegte täglich genau um 10 Uhr fünfundvierzig Minuten zu geschehen. Um diese Zeit wartete auch schon der Wagen vor der Freitreppe, bespannt mit einem Brandfuchs, der Herrn Godefroy durch die Vermittlung seines Kutschers um tausend Franken zu teuer angehängt worden war; und dieser Fuchs scharrte nun mit ungeduldigem Huf das Pflaster des Hofes.

Der erlauchte Geldmacher beschäftigte sich mit seinem Sohne von zehn Uhr fünfundvierzig bis elf Uhr. Weder weniger noch mehr. Er hatte genau eine Viertelstunde übrig, um sich seinen väterlichen Gefühlen hinzugeben. Nicht etwa, daß er seinen Sohn nicht liebte, beileibe nicht. Er betete ihn sogar an, in seiner Weise. Allein das Geschäft erlaubte ihm nun einmal nicht mehr.

Im Alter von zweiundvierzig Jahren hatte er sich plötzlich, obschon bereits etwas überreif und ziemlich abgenutzt, aus purer Laune in die Tochter eines seiner Klubkameraden, des Marquis von Neufontaine, verliebt. Dieser heruntergekommene, aber immer noch pikfeine Edelmann war zu glücklich, Schwiegervater eines Mannes zu werden, der ihm seine Schulden bezahlte, und übergab dem müden Bankier seine siebzehnjährige zarte und gebrechliche Schönheit, die eben aus einem Provinzkloster entlassen wurde und die als Mitgift nichts besaß als ihre Pensionssteuer und einen Vorrat von aristokratischen Vorurteilen und romantischen Einbildungen.

Herr Godefroy war als Sohn eines wucherischen Notars immer noch ein Alltagsmensch geblieben trotz seines fabelhaften Emporkommens in der sogenannten guten Gesellschaft. Es konnte nicht ausbleiben, daß er seine junge Frau in ihrem Zartgefühl verletzte und die Ehe hätte schlimm geendigt, wenn das arme Kind nicht nach der ersten Niederkunft gestorben wäre. Von seiner Gattin, die sich ohne Zweifel von ihm hätte scheiden lassen, wenn sie ein halbes Jahr länger am Leben geblieben wäre, sprach Herr Godefroy in elegischem Tone und seinen kleinen Paul liebte er aus verschiedenen Gründen: Erstens weil er sein einziger Sohn war, dann weil er das seltene und ausgezeichnete Erzeugnis eines Godefroy und einer Neufontaine war, endlich aber und ganz besonders wegen der Achtung, welche diesem Geldmenschen der Erbe eines Vermögens von mehreren Millionen einflößte. Der Junge ließ sich also, auf einem goldenen Steckenpferd reitend, seine ersten Zähne wachsen und wurde wie ein Kronprinz erzogen. Nur konnte ihm sein Vater, der mit Geschäften überhäuft war, nicht mehr als fünfzehn Minuten täglich widmen, und mußte ihn der Dienerschaft überlassen.

„Guten Tag, Paul."

„Gut' Ta, P'a."

Und der Herr Direktor der allgemeinen Kreditbank warf seine Serviette weg, setzte den kleinen Paul auf sein linkes Knie, nahm das Händchen in seine große Patsche und küßte es mehrmals, indem er auf Ehrenwort die Hausse von fünfundzwanzig Rappen auf der dreiprozentigen Rente, die grünen Tische, und die umfangreichen Tintenfässer und sogar seine Rede vergaß, die er am Nachmittag für oder gegen das Ministerium halten sollte, je nachdem man ihm zu Gunsten seines Wahlkreises die gewünschte Anzahl von Unterpräfekten, Steuereinnehmern, Tabakbureaus ꝛc. bewilligen würde oder nicht.

„P'pa, p'pa und das gleine Weihnachtstind, wird es mie etwas in den Suh legen?" fragte der kleine Paul plötzlich.

„Freilich, wenn du artig bist" sagte der Herr Papa. Und er merkte es sich zuvorderst im Gedächtnis, daß er Spielzeug einzukaufen habe. Dann wandte er sich an die Erzieherin: „Sind Sie immer zufrieden mit Paul, Fräulein Bertha?"

Die deutsche Jungfrau, die sich selbstverständlich als Östreicherin ausgab, die aber in Wirklichkeit die Tochter eines pommerischen Pastors war, der vierzehn Kinder hatte, wurde unter ihren blonden Haaren rot wie eine Tomate, wie wenn die einfache Frage, die an sie gerichtet wurde, etwas Unziemliches gewesen wäre, und antwortete mit einm einfältigen Lächeln, welches die Neugierde des Herrn Godefroy nach dem Betragen seines Sohnes völlig zu befriedigen schien. „Es ist schönes, aber kaltes Wetter heute," bemerkte hierauf der Finanzmann, „wenn Sie mit Paul im Park Monceau spazieren gehen, müssen Sie daran denken, ihn warm einzuhüllen."

Nachdem das Fräulein Herrn Godefroy durch ein nochmaliges blödes Lächeln über diesen Punkt beruhigt hatte, küßte er den Jungen ein letztes Mal und erhob sich — eben schlug es elf Uhr — vom Tisch und eilte in die Vorhalle, wo Karl, der Kammerdiener, ihm den Pelzmantel überwarf und hernach die Wagentür hinter ihm schloß.

Da sein Fuchs, obschon er tausend Franken zu viel gekostet hatte, doch flott ausgriff, konnte der Herr Direktor der allgemeinen Kreditbank seine Geschäftsrunde ohne irgendwelche Verspätung ausführen. Er erschien auf der Börse, nahm wie üblich angesichts mehrerer monumentaler Tintenfässer an einigen Sitzungen teil und um $4^3/_4$ Uhr gab er in der Kammer zugunsten des durch Krisisgerüchte aufgeregten Europas ein beruhigendes Votum ab, indem er für das Ministerium stimmte.

In der Seele gerührt durch diesen, wenn auch etwas spät kommenden Akt der Gerechtigkeit, erinnerte sich Herr Godefroy an das, was ihm Paul bezüglich der Weihnachtsgeschenke gesagt hatte, und rief seinem Kutscher die Adresse eines großen Spielwarenladens zu. Dort kaufte er und ließ in den Wagen tragen: ein wunderliches, auf Rädern stehendes Holzpferd mit einem Handgriffe in jedem Ohr, eine Schachtel Bleisoldaten, von denen jeder dem andern gleichsah wie die Grenadiere eines russischen Regimentes aus der Zeit Paul I, die alle schwarze Haare und aufgestülpte Nasen hatten; dazu noch ein Dutzend andere glänzende Spiele. Als er nach Hause zurückfuhr und sich in den sanften Kissen seines gut federnden Wagens wiegte, begann der reiche Mann, der bei allem doch ein Vaterherz besaß, mit selbstgefälligem Stolz an sein Söhnchen zu denken.

Er stellte es sich vor, wie nun sein Sohn heranwachsen und die Erziehung eines Fürstensohnes genießen würde, was er ja auch werden sollte. Denn dank der Errungenschaften vom Jahre 89 gab es ja nur noch eine Geld-

aristokratie und Paul bekam eines Tages seine zwanzig, fünfundzwanzig, wer weiß, vielleicht dreißig Millionen.

Wenn sein Vater, ein kleiner Mann aus der Provinz, der Sohn eines Stempelpapier-Schwärzers; sein Vater, der früher im „lateinischen Quartier" für einen Franken zu Mittag gespeist hatte; wenn dieser Vater, trotz seiner geringen Herkunft, ein ungeheures Vermögen hatte aufhäufen, Mitglied der Königspartei werden und ein Fräulein aus einem berühmten Hause hatte heiraten können, aus dem ein Vorfahr bei Marignano gefallen war — worauf hätte denn Paul nicht Anspruch machen dürfen, der von Geburt an schön wie ein Edelmann war, wofür er ja von mütterlicher Seite her gelten durfte, Paul, dessen Geistesgaben gepflegt wurden wie eine seltene Blume, der, kaum der Wiege enthoben, bereits die fremden Sprachen lernte und der vom nächsten Jahre an hoch zu Roß auf seinem Pony sitzen würde, Paul, der eines Tages die Erlaubnis erhalten würde, seinem Namen denjenigen seiner Mutter hinzuzufügen und sich also Godefroy von Neufontaine nennen durfte, indem Godefroy zum Vornamen wurde. Und was für ein Vorname war das! Durchaus königlich, mittelalterlich war er und hatte einen entschiedenen Beigeschmack von den Kreuzzügen.

Millionen in der Tasche! was für eine Zukunft, was für eine glänzende Laufbahn stand ihm bevor!

Und der Demokrat — er ist wahrhaftig nicht der einzige seiner Art — sah die Dinge schon kommen, sah, wie die Monarchie wieder hergestellt wurde — in Frankreich ist alles möglich — sah, wie Paul, nein! Godefroy von Neufontaine wohlvermählt auf einem Schloß in der Nähe des königlichen Trones residierte, den goldgestickten Schlüssel des Kammerherrn auf der Schulter, ein glänzendes Wappen auf all seinem Silbergeschirr und seinem Wagen!

So träumte der in Reichtum schwelgende Emporkömmling in seinem Wagen, der mit Weihnachtsgeschenken vollgepfropft war, ohne daran zu denken, daß an diesem Abend das Geburtsfest eines armen kleinen Kindes, des Sohnes eines flüchtigen Elternpaares, gefeiert wurde, der in einem Stalle zur Welt gekommen war, wo man seinen Eltern aus Menschenliebe Unterkunft gewährt hatte!

Jetzt aber rief der Kutscher den Portier an den Schlag. Man war beim Hotel; und indem Herr Godefroy die Stufen hinaufstieg, sagte er sich, daß er gerade noch Zeit genug habe, um seine Abendtoilette zu machen. Da sieht er sich plötzlich im Vorraum von all seinen Bedienten umgeben, die in voller Bestürzung sind, und in einem Winkel, auf eine Bank niedersinkend, seine deutsche Erzieherin, die, als sie seiner gewahr wird, einen Schrei ausstößt und ihr tränenüberströmtes Antlitz mit beiden Händen bedeckt. Herrn Godefroy schwante ein Unglück.

„Was will das heißen? — — Was ist denn los?"

**Winterabend.** Nach dem Gemälde von Wartan Malokian.

Karl, der Kammerdiener, blickte seinen Herrn mit Mitleid heischenden Augen an und stieß dann in halber Verwirrung hervor: „Herr Paul!"

„Was ist mit meinem Sohn?"

„Verloren gegangen, Herr! . . . Diese einfältige Deutsche! . . . Verloren seit vier Uhr!"

Der Vater schwankte zwei Schritte zurück, wie ein Soldat, den eine Kugel getroffen. Die Deutsche wirft sich ihm zu Füßen. Wie irrsinnig geworden, kreischt sie ihm entgegen: „Verzeihung! Verzeihung!" und die Lakaien reden alle miteinander und durcheinander.

„Bertha war nicht in den Monceau-Park gegangen. In den Wall-Anlagen ist ihr der Kleine abhanden gekommen. Man hat überall nach dem Herrn Direktor gesucht. Man war auf der Kreditbank, in der Kammer und da und dort; überall war der Herr soeben weggegangen. Denken Sie, die Deutsche traf jeden Tag mit ihrem Liebhaber jenseits der Wälle, beim Asnières-Tor zusammen . . . . Entsetzlich! dort in dem Zigeunerquartier! Wer weiß, ob der Knabe nicht gestohlen worden ist! . . . . Der Polizeikommissär wurde bereits benachrichtigt! . . . . Aber begreife man das: die heilige Unschuld! Täglich ein Stelldichein mit einem Liebhaber aus ihrer Heimat! Ein preußischer Spion, ganz sicher!"

Sein Sohn war also verloren gegangen! Herrn Godefroy rauscht und stürmt es in den Ohren, als wollte ihn der Schlag rühren. Auf einmal stürzt er sich auf die Deutsche, packt sie beim Arm und schüttelt sie:

„Wo haben Sie ihn aus den Augen verloren, Elende? Sagen Sie die Wahrheit oder ich schlage Sie nieder! Wo war's, wo?"

Allein das unglückliche Mädchen weint in einemfort und fleht um Gnade.

Na, es gilt, kaltes Blut zu bewahren. Sein Sohn! sein einziger Sohn, verloren, gestohlen? Es ist nicht möglich! Man wird ihn wiederfinden, wird ihn ihm bald zurückbringen. Er kann ja das Gold mit vollen Händen auswerfen, kann die ganze Polizei auf die Suche schicken. Nur gilt es, keine Zeit zu verlieren.

„Karl, man soll nicht ausspannen. Ihr übrigen bewacht mir die Schurkin da. Ich gehe auf die Präfektur."

Und Herr Godefroy, dem das Herz zum Bersten klopft und das Haar vor Angst zu Berge steht, springt neuerdings in den Wagen, der bald in rasender Eile dahinsaust.

Noch liegt das schimmernde Spielzeug auf den Sitzen aufgeschichtet, und funkelt im Licht der Gaslaternen und der Schaufenster beim Vorüberfahren in lodernden Flämmchen auf. Denn heute ist das große Kinderfest, die Geburtsfeier des Gottsohnes, den die drei Weisen und die Hirten, welche ein Stern leitete, anzubeten kamen.

„Mein Paul! mein Sohn! — — Wo ist mein Sohn?" wiederholt sich der Vater, den die Angst klemmt und würgt. Was nützen ihm nun seine

Ehrentitel, seine Millionen, ihm, dem reichen Mann, dem großen Tier? Er hat nur noch einen Gedanken, der sich wie ein glühender Nagel zwischen den Brauen in sein schmerzendes Gehirn einbohrt: „Mein Kind, wo ist mein Kind?"

Endlich kommt er auf die Präfektur. Aber niemand ist mehr zur Stelle; die Bureaux sind schon lange verlassen.

„Ich heiße Godefroy, bin Abgeordneter des Eure-Departementes. Mein Sohn, ein Knabe von vier Jahren, ist verloren gegangen. Ich will unbedingt den Herrn Präfekten selber sprechen.

Und ein Geldstück glänzt in der Hand des Hauswarts.

Der gute Alte, ein ausgedienter Soldat mit grauem Schnurrbart, führt ihn, weniger um des Goldstückes willen als aus Mitleid mit dem armen Vater, ins Privatgemach des Herrn Präfekten. Nach einiger Zeit erscheint der Mann, auf welchem nun die einzige Hoffnung Herrn Godefroys ruht. Es ist ein stattlicher Beamter, bereits im Gesellschaftsanzuge — er war im Begriff auszugehen — mit gehaltenem Gesichtsausdruck, ein wenig selbstbewußt, das Monocle ins Auge gedrückt.

Herr Godefroy, den die Beine vor Aufregung nicht mehr tragen, sinkt auf einen Sessel nieder, bricht in Tränen aus und erzählt, von Schluchzen unterbrochen, sein Unglück.

Der Präfekt, auch ein Familienvater, ist tief gerührt; aber er hält seine Gefühlswallung darnieder und wahrt sich die Wichtigkeit, welche sein Beruf erfordert.

„Und Sie sagen also, Herr Abgeordneter, daß der Knabe etwa um vier Uhr verloren gegangen ist?"

„Ja, Herr Präfekt."

„Also in der Nähe des Asnières-Tores? . . . Ein unheimliches Quartier . . . Aber beruhigen Sie sich . . . . Wir haben einen sehr intelligenten Kommissär dort. . . . Ich will ihm gleich telephonieren."

„Bei einbrechender Nacht. . . . Ei, ei, und er ist für sein Alter nicht sehr entwickelt; er spricht noch nicht deutsch, weiß seine Adresse nicht und kann auch seinen Familiennamen kaum verständlich angeben?"

„Leider ist es so, Ja!"

Der unglückliche Vater ist fünf Minuten lang allein. Wie schmerzt ihn der Kopf! Wie pocht ihm das Herz! . . . Plötzlich kommt der Präfekt zurück, ein Lächeln um die Lippen, den Blick voll selbstgefälliger Genugtuung: „Wiedergefunden!"

Herr Godefroy gerät außer sich vor Freude, er stürzt dem Präfekten entgegen, ergreift seine Hände und drückt sie ihm zum Zerbrechen.

„Und wir haben wirklich Glück gehabt, Herr Abgeordneter. . . . Ein blonder Kleiner, nicht wahr? ein wenig blaß? Blaues Samtkleid? Filzhut mit weißer Feder?"

Ja, es stimmt alles! Er ist's, mein kleiner Paul ist's!

Gut denn! Er ist bei einem armen Mann aufgehoben, der dort in der Nähe wohnt und der soeben dem Kommissär Meldung gemacht hat. Da haben Sie seine schriftliche Adresse: Pierron, Caillousstraße. Mit einem guten Gefährt können Sie innerhalb einer Stunde bei Ihrem Sohne sein. Freilich, fügte der Präfekt hinzu, Sie werden Ihr Kind nicht in sehr aristokratischer Umgebung finden. Der Mann, der es zu sich genommen hat, ist ein einfacher Gemüsehändler. Allein, das macht Ihnen nun nichts aus, oder?

Ach, was sollte ihm daran liegen! Herr Godefroy überschüttet den Präfekten mit Dankesbezeugungen, springt die Treppe hinunter, besteigt einen Wagen, und wenn in diesem Augenblick der Gemüsehändler zugegen gewesen wäre, so würde er ihm um den Hals gefallen sein; dafür könnte ich garantieren. Wahrhaftig, Herr Godefroy, Direktor der allgemeinen Kreditbank, Departementsabgeordneter, Offizier der Ehrenlegion u. s. w. u. s. w. würde den Plebeier umarmt und geküßt haben.

Lebt denn noch etwas anderes im Herzen dieses reichen Kauzes, als die Goldwut und der Sinn für die Eitelkeiten dieser Welt? — In diesem Augenblick wird es ihm zum erstenmal bewußt, wie sehr er sein Kind liebt. Die Peitsche, Kutscher! Der Mann, den Du in Deinem Wagen durch die kalte Weihnacht fährst, denkt nicht mehr daran, für seinen Sohn Millionen zusammenzurackern, ihn wie einen französischen Kronprinzen erziehen zu lassen und ihn in die große Welt einzuführen; es hat keine Gefahr mehr, daß man den Knaben von nun an den Händen einer hergelaufenen gedungenen Jungfer überläßt.

In Zukunft wird Herr Godefroy die Kraft haben, seine eigenen Geschäfte wie diejenigen Frankreichs — das sich deshalb nicht schlechter befinden wird — ein bißchen zu vernachlässigen, um sich seines kleinen Paul umso ernsthafter anzunehmen. Er wird aus Andelys die Schwester seines Vaters, die alte, halb bäuerliche Tante, kommen lassen, über deren Verwandtschaft er zu erröten pflegte. Sie wird die Dienerschaft durch ihren herben normännischen Akzent und ihre weiße Linnenhaube etwas in Harnisch bringen. Was tut's? Dafür wird die gute Alte ihren Großneffen wohl behüten.

Die Peitsche, Kutscher! Die Peitsche! Der vornehme Kunde, der es immer so eilig hat und den du zu so viel wichtigen Zusammenkünften, zu so viel Sitzungen geldgieriger Leute gefahren hast, sehnt sich heute noch viel ungeduldiger nach der Ankunft, und doch drückt ihn eine ganz andere als die Geldsorge. Zum erstenmal in seinem Leben will er sein liebes Kind von Herzen küssen. Die Peitsche, Kutscher! Schneller, schneller!

Inzwischen hat der eilende Wagen in der kalten und hellen Nacht Paris zum zweitenmal durchquert und den unendlichen Boulevard Malesherbes bereits hinter sich; jenseits der Wälle und der monumentalen und eleganten Hotels verliert er sich plötzlich in düsterer Einsamkeit und dann in den dun-

keln Gassen der Bannmeile. Jetzt hält er an, und im hellen Schein seiner blitzenden Wagenlaternen sieht Herr Godefroy eine niedrige und schmutzige Hütte vor sich. Die Nummer stimmt. Hier muß der genannte Pierron wohnen. Die Tür geht auf, und ein stattlicher Mann erscheint, mit einem echt französischen Schädel und rotem Schnurrbart.

Er ist einarmig. Der linke Ärmel seiner Wolljacke ist unterhalb des Armloches zusammengefaltet. Er sieht sich zuerst den eleganten Wagen an, hernach den Herrn in dem feinen Pelz und bemerkt dann in freundlichem Tone:

„Sie, mein Herr, sind also der Papa? Nur keine Furcht . . . Es ist dem Bürschchen nichts passiert."

Und, indem er in den Schatten zurücktritt, um den Besucher hereinzulassen, fügt er hinzu und legt dabei den Finger auf den Mund:

„Still, still! Er schläft!"

Beim Schein eines dämmerigen, übelriechenden Petrollämpchens unterschied Herr Godefroy eine Kommode, der eine Schublade fehlte, einige windschiefe Stühle, einen runden Tisch, auf welchem eine zur Hälfte geleerte Literflasche und drei Gläser standen und ein Teller mit kaltem Fleisch; an der gekalkten Wand hingen zwei Farbendrucke: Die Ausstellung vom Jahre 1889 in der Vogelschau mit dem blau gestrichenen Eiffelturm und das Bild des Generals Boulanger, jugendschön und strahlend wie ein Leutnant.

Der Einarmige nahm indes die Lampe und beleuchtete damit, auf den Zehenspitzen nähertretend, einen Winkel der Stube, wo auf einem ziemlich saubern Bett zwei kleine Knaben in tiefem Schlafe lagen.

In dem jüngern, über den der andere schützend seine Ärmchen legte, erkannte Herr Godefroy seinen Sohn.

„Die beiden Jungen," sagte Herr Pierron, indem er seine rauhe Stimme dämpfte, „waren zum Sterben schläfrig. Da ich nicht wußte, wann man den kleinen Herrn abholen würde, habe ich die beiden auf meine Kutsche gelegt, und sobald sie die Augen schlossen, ging ich zum Kommissär, um Meldung zu machen. Gewöhnlich hat Isidor sein Bettchen auf dem Hängeboden; aber ich sagte mir: Hier liegen sie besser. Ich werde auf sie acht geben und wachen. Morgen bin ich um so früher auf, um nach den Hallen zu gehen."

Allein Herr Godefroy hört kaum zu. Mit einer für ihn ganz neuen, seltsamen Rührung betrachtet er die beiden schlafenden Kinder. Sie liegen auf einem rohen Eisenbett, auf einer grauen Kasernen- oder Spitaldecke. Und doch, wie rührend und anmutig ist ihr Anblick! Und wie schwach und zart kommt ihm Paul nun vor, der in seinem blauen Samtkleid mit furchtsamer Zutraulichkeit in den Armen seines Blusenkameraden daliegt.

Der Vater, der einen Augenblick seines Sohnes beraubt war, beneidet den kleinen Vorstadtrangen beinahe um seine gesunde, braune Hautfarbe und seinen willensstarken Gesichtsausdruck.

„Ist das Ihr Sohn?“ fragt er den Krüppel.

„Nein, Herr. Ich bin Junggeselle und werde mich ohne Zweifel nie verheiraten . . . wegen eines Unglücksfalles . . . o, eine dumme, böse Geschichte! Ein Lastwagen fuhr mir den Arm ab. Doch das ist nun einmal so. Vor zwei Jahren ist eine arme Nachbarin, die ihr Mann im Stiche ließ, mit dem Büblein da auf die Gasse gestellt worden und zu Grunde gegangen. Sie machte Perlenkränze für die Kirchhöfe und verdiente kaum ihr tägliches Brot damit. Und doch erzog sie ihr Knäblein schlecht und recht, bis es fünf Jahre alt war. Hernach habe ich den Jungen zu mir genommen. O, es war kein besonderes Verdienst, und dann bin ich sehr bald belohnt worden. Kaum sieben Jahre alt, ist er schon ein kleiner Mann und macht sich nützlich. Am Samstag und Donnerstag und auch an den übrigen Tagen nach der Schule ist er bei mir, hält mir die Waage, hilft mir den Karren schieben, was mir sehr gelegen kommt mit meinem Armstummel da. Gott, wenn ich daran denke, wie ich früher ein guter Maschinenaufsteller war und täglich meine zehn Franken verdiente! . . . Isidor ist ein heller Kopf. Er hat das Stadtherrchen aufgehoben.“

„Wie?“ rief Herr Godefroy aus, „dieser Knabe da? . . .“

„Ein kleiner Mann, wie ich Ihnen sagte. Er kam eben aus der Schule, als er auf den andern stieß, der auf dem Fußsteig gerade vor sich hin trippelte und jämmerlich weinte. Er sprach auf ihn ein, redete mit ihm wie mit einem Schulkameraden und suchte ihn, so gut er konnte, zu beruhigen und zu trösten. Nur versteht man Ihr gutes Männlein nicht recht, wenn es spricht. Englische und deutsche Brocken! Aber keine Möglichkeit, seinen Namen und seine Adresse aus ihm herauszubringen.

Isidor brachte ihn heim; ich war nicht weit von da, eben damit beschäftigt, meinen Salat zu verkaufen. Die Gevattern kamen herbei und umstanden das Paar und quakten eins zusammen wie die Frösche. Ihr müßt ihn dem Kommissär bringen! Aber Isidor war anderer Meinung: „Dann bekommt das Büblein Angst,“ sagte er; „denn es hat's wie alle Pariser: Die Polizei mag es nicht leiden.“ Und dann wollte der Ihrige nicht mehr von ihm weg. Endlich ließ ich meinen Handel fahren und ging mit meinen Knirpsen nach Hause. Sie aßen ein paar Mund voll zusammen, als wären sie die besten Freunde, und dann ging's ins Bett, und da schlafen sie wie Murmeltierchen. Sind's nicht zwei artige Bürschchen, he?“

Seltsam, was nun in der Seele Herrn Godefroys vor sich geht! Eben noch, vor wenigen Minuten, nahm er sich, wie er in seinem Wagen dahinfuhr, ernstlich vor, demjenigen, der seinen Sohn aufgenommen, eine schöne Belohnung zuzuhalten, eine Handvoll von jenem Gold, das er, hinter den mächtigen Tintenfässern sitzend, mit ein paar Federzügen so leicht gewann. Jetzt aber hebt sich vor dem reichen Mann der Vorhang, der ihm das Leben der Armen verbarg, die so tapfer sind in ihrem Elend, so barmherzig und mildtätig gegen ihresgleichen. Der Lebensmut der enttäuschten, im Stich gelassenen

Mutter, die sich für ihr Kind zu Tod arbeitete, die Großherzigkeit des Krüppels, der einen verwaisten Knaben zu sich nahm, und besonders die weitsichtige Güte dieses Gassenjungen, der wie ein kleiner Mann dem noch kleineren aus der Not hilft, ihn mitnimmt, ihn wie einen Freund oder ein jüngeres Brüderchen beschützt und ihm aus zartem natürlichem Mitgefühl auch die rauhe Berührung mit der Polizei erspart — das alles bewegt Herrn Godefroy und gibt ihm zu denken und zu sinnen.

Nein, er kann sich nicht damit begnügen, die Notentasche zu öffnen. Er muß ein Mehreres tun, sowohl für Isidor als den einarmigen Pierron; er muß ihre Zukunft sicher stellen, sie seine Wohltätigkeit fühlen lassen.

O, wenn die sentimentalen Persönlichkeiten, die mit dem Herrn Direktor der allgemeinen Kreditbank beständig über Geschäfte zu reden haben, in diesem Augenblick in seinem Geiste lesen könnten! Sie würden sehr erstaunt sein. Und doch machte der Herr Direktor gerade jetzt das beste Geschäft seines Lebens: er hat soeben in seinem eigenen Innern das Herz eines braven Mannes entdeckt.

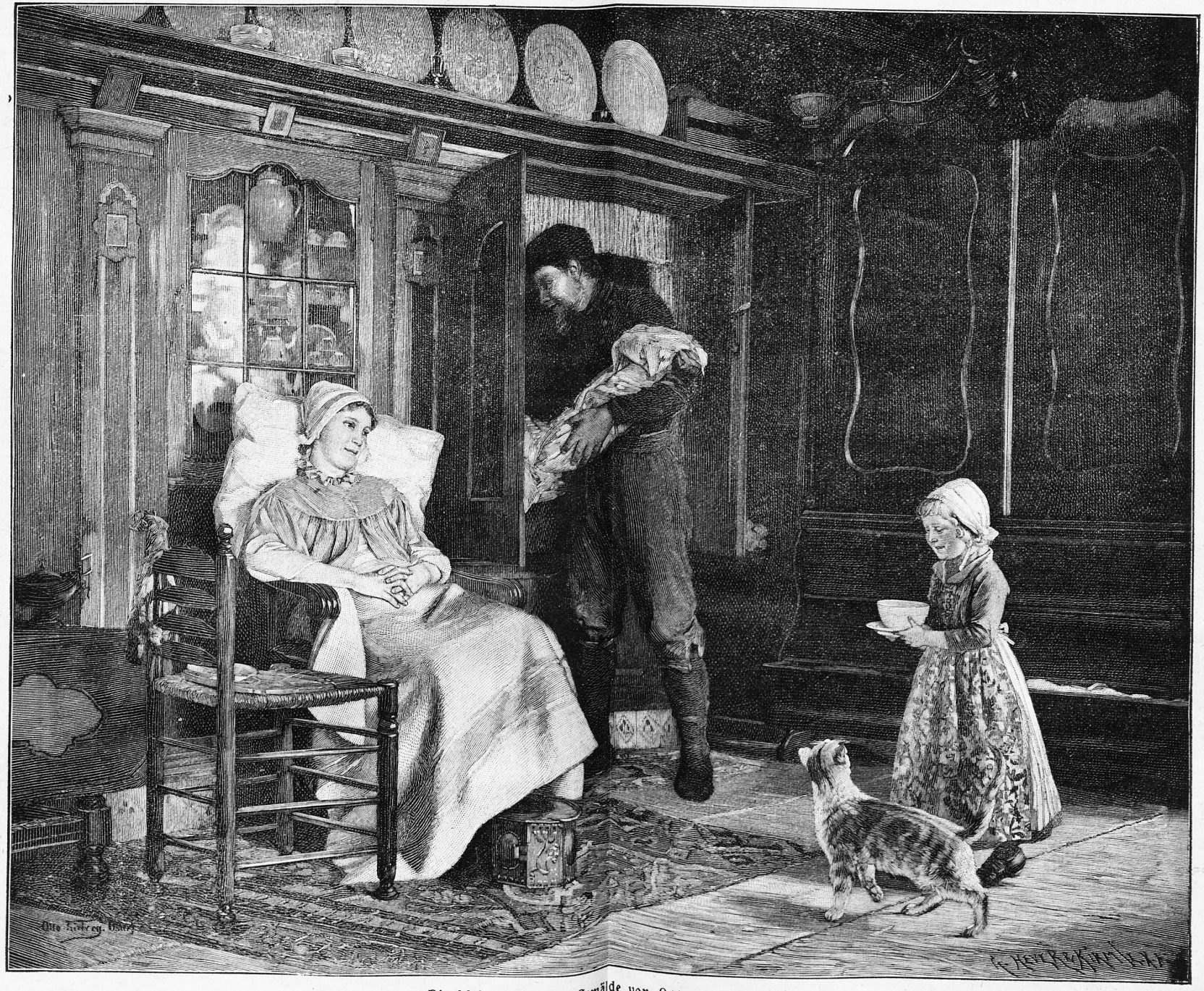
Wirklich, der Herr Direktor war im Begriff, diesen armen Leuten ein Geschenk anzubieten, und nun waren s i e es, die ihm ein solches machten, eines der süßesten und edelsten: das Mitleid. Denn Herr Godefroy überlegt eben — und er wird sich sicher wieder daran erinnern — daß es außer Pierron noch andere Krüppel gibt, noch andere Waisen außer Isidor. Noch mehr, er fragt sich, und zwar mit einre tiefen inneren Unruhe, ob denn das Geld wirklich dazu da sei, immer wieder nur Geld zu erzeugen, und ob es nichts Besseres zu tun gebe, als zwischen den verschiedenen Mahlzeiten billig gekaufte Wertpapiere teuer zu verkaufen und seine Wähler mit guten Stellen zu versorgen.

So sinnt er, vor der Gruppe der beiden schlafenden Knaben stehend. Endlich wendet er sich von ihnen ab und sieht dem Gemüsehändler, der hinter ihm stand, ins Gesicht. Ihn entzückt der ehrliche Ausdruck auf diesem martialischen Antlitz mit den hellen Augen und dem brandroten Schnurrbart.

„Mein Freund," bemerkt er jetzt zu dem Manne, „Sie haben mir, Sie und Ihr Adoptivsohn, soeben einen außergewöhnlichen Dienst erwiesen! . . . Sie werden sich bald überzeugen können, daß ich nicht undankbar bin. . . Aber von heute an. . . . Ich sehe wohl, daß Sie nicht besonders gut daran sind, und so will ich Ihnen vorläufig ein kleines Andenken dalassen. . ."

Allein der Krüppel hält mit seiner einen Hand Herrn Godefroys Arm zurück, der eben an der Innenseite seines Überrocks, in der Banknotengegend, hinabtauchen will.

„Nein, Herr! Mit nichten! Irgend ein anderer würde gerade so wie wir gehandelt haben. . . . Ich nehme nichts an und erkläre dies, ohne Sie beleidigen zu wollen. . . . Ich lebe allerdings nicht im Überfluß, aber, ent-



**Die kleine Helferin.** Gemälde von Otto Kirberg.

schuldigen Sie meinen Stolz, ich war Soldat — habe meine Medaille vom Feldzug nach Tonkin dort in der Schublade — und möchte doch gerne nur das Brot essen, das ich verdiene."

„Gut denn," erwiderte der Finanzmann. „Aber ein so wackerer Mann wie Sie, ein ehemaliger Soldat . . . Sie könnten etwas Besseres tun, als den Handkarren schieben. Man wird sich Ihrer annehmen."

Der Krüppel aber begnügt sich, mit einem traurigen Lächeln, das die Enttäuschungen seines Lebens nicht zu verbergen vermag, ihm kühl zu antworten: „Nun, wenn der Herr einmal an mich denken will. . . ."

Welch eine Überraschung wäre es für die Börsen-Luchse und die Ränkemacher vom Palais Bourbon, wenn sie das erführen: Herr Godefroy ist untröstlich über das Mißtrauen dieses armen Teufels. Doch, habt ein wenig Geduld. Er wird es ihm beibringen, an seiner Dankbarkeit nicht länger zu zweifeln. Auf der Bank gibt es immer gute Stellen für Abwarte, Türhüter und Kassenboten. Was würde der Zweifler wohl dazu sagen, wenn er ein schönes graublaues Kleid anziehen könnte, mit seiner Tonkin-Medaille neben dem silbernen Amtsschild auf der Brust? Und zwar schon von morgen an; die Stelle wäre ihm sicher! Dann wäre sein Zweifel wohl widerlegt, haha! . . .

„Und Isidor?" ruft nun Herr Godefroy aus, mit einem Eifer und einer Wärme, als gälte es einen flotten Angriff auf die türkischen Werte. „Sie erlauben wohl, daß ich mich Isidors ein wenig annehme? . . . "

„Na, was ihn anbetrifft! Gern!" erwiderte Pierron freudig. „Oftmals, wenn ich daran denke, daß der arme Kleine niemanden auf der Welt hat, als mich, muß ich mir sagen: Wie schade um ihn! Denn er hat's in sich. Die Lehrer in der Primarschule sind sehr zufrieden mit ihm."

Aber plötzlich hält Pierron inne und in seinem freimütigen Blick liest Herr Godefroy wiederum ganz deutlich den Hintergedanken heraus: „Das alles wäre zu schön. Wenn der Herr uns einmal den Rücken gekehrt hat, ist auch bereits alles vergessen. Aus den Augen, aus dem Sinn!"

„Nun glaube ich," bemerkt der Einarmige, „haben wir Ihr Knäblein einfach in Ihren Wagen zu tragen; denn Sie müssen sich doch wohl sagen, daß er bei Ihnen zu Hause besser aufgehoben ist als hier . . . oh, nehmen Sie ihn einfach auf den Arm; er wird nicht erwachen. . . In diesem Alter schläft man so tief. . . Nur sollte man ihm zuvor die Schuhe anziehen.

Indem Herr Godefroy dem Blicke des Gemüsehändlers folgt, entdeckt er vor dem Herd, wo ein kleines Kohlenfeuer am Auslöschen ist, zwei Paar Kinderschuhe: die feinen Stiefelchen Pauls und die Nagelschuhe Isidors; und in jedem Paar steckte ein Hampelmann und eine Düte mit süßem Naschwerk.

Pierron sah, daß es dem Herrn auffiel, und bemerkte beschämt: „Ja, da hat Isidor, bevor er zu Bette ging, seine und Ihres Söhnchens Schuhe

hingestellt. . . Man kann den Kindern lange sagen, daß es Unsinn ist, sie glauben halt doch an den Weihnachtsengel. . . Und da habe ich denn, als ich vom Kommissär zurückkehrte und da ich ja nicht wußte, ob Ihr Büblein nicht die ganze Nacht in meiner Hütte zubringe, hab' ich denn dieses dumme Zeug da gekauft für die beiden Bürschchen — — begreifen Sie. . . . wenn sie erwachen würden.

Schweigend steht Herr Godefroy eine Zeit lang da. Es würgt ihn etwas im Halse. Die Augen werden ihm naß.

Plötzlich stürzt er zur Hütte hinaus.

Nach wenigen Augenblicken kommt er zurück, die Arme beladen mit all dem schönen, goldglänzenden Spielzeug, dem mechanischen Holzpferd, der großen Schachtel Bleisoldaten, mit allem, was er während des Nachmittags zusammengekauft und draußen im Wagen liegen hatte; nun stellt er zum Erstaunen Pierrons die goldene Last neben die kleinen Schuhe hin. Dann faßt er die Hand des Einarmigen mit seinen beiden Händen und sagt zu ihm mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Mein Freund, mein lieber Freund; da sind die Geschenke, welche die Weihnacht meinem kleinen Paul gebracht hat. Ich möchte, daß er sie hier beim Erwachen vorfände und sie mit Isidor teilte, der fortan sein Kamerad sein soll. . . .

Schenken Sie mir jetzt Glauben? Ich hoffe es. Ich werde für Sie und den Knaben sorgen . . . und bleibe Ihnen zeitlebens zu Dank verpflichtet; denn Sie haben mir nicht nur meinen verlorenen Sohn wiederfinden helfen; Sie haben mich auch daran erinnert, daß es arme Leute gibt. Ich habe in meinem Reichtum zu lange dahingelebt, ohne daran zu denken. Aber ich schwöre es bei dem heiligen Schlaf dieser beiden Knäblein, ich werde es von nun an nie mehr vergessen . . . Und dann . . . ich habe mich selbst wiedergefunden."

François Coppée.

# Im Winter.

Manchmal bin ich so glücklich — froh —
Und weiss doch keinen Grund dafür;
Dann deut' ich, Freund, den Fall mir so:
Ein lieber Gruss harrt vor der Tür,
Ein Gruss von dir, der Sonnenschein
Ins winterdunkle Häuschen bringt,
Ein Gruss von dir, der mich allein
Zurück zu Lenz und Jugend zwingt.

Nanny v. Escher.